

Seine letzte Fahrt.

Erzählung von Jakob Sittich.

„Ja, Jungens, dies ist denn wohl die letzte Fahrt gewesen.“ sagte der alte Höl, Stippen auf der „Desideria“...

„Und der alte Höl seufzte: „Ja, ich meine nicht die letzte Fahrt für euch oder mich, sondern für „Desideria“...“

„Er mußte wohl sehr feierlich gestimmt sein, der alte Höl, daß er so lang und umständlich „Desideria“ sagte, obwohl die Schute im gewöhnlichen Sprachgebrauch „Dissa“ hieß...“

„Es wurde still unter der Mannschaft, man hörte nur das Seufzen und Brummen des Alten und es war nicht so ohne weiteres zu sagen, was damit gemeint war.“

„Lezte Reise,“ sagte er schließlich und ließ den Blick über die alte, grobe Tafelrunde gleiten.“

„Ja, ich hab's wohl gemerkt, daß es dahin kommen würde,“ ließ sich der Steuermann hören, „und war nicht diese schwere Heimfahrt gewesen, hätten die da drinnen sie wohl doch noch ein paarmal hinausgeschickt.“

„So? So?“ nun seufzte der Alte nicht mehr, er brummte bloß noch, „was du da sagst, ist einfach Quatsch, Steuermann. Bei steifem Nord, der schon mehr Sturm war, hat „Dissa“ sich acht Tage lang im Novembermonat in der Nordsee gehalten, das sollte es doch ihm da drinnen zeigen, daß „Dissa“ noch was taugt.“

„Ja, ja, Stippen,“ stimmte ihm der Steuermann kleinlaut zu. „Aber Kontorleute verstehen so was nicht. Wenn sein Vater es noch wäre, Wäl mir nicht in den Kopf, weshalb „Dissa“ zum Frühling nicht wieder hinaus soll, zum weiß Gott gern wieder mitgegangen.“

„Das war ein gutes Wort, Steuermann, aber siehst du, die Sache ist die, daß „Dissa“ von Neujaht ab aus der Klasse scheidet, das ist es, was denen da im Kontor Sorge macht.“

„Schande, ewig Schande!“ sagte der Zimmermann und wuschte sich mit dem Handtuch die Nase ab. „So'n Material wie das ist, da ist ja keine morsche Stelle, wo man auch antippen mag. Wenn ich dagegen bloß an die „Bega“ denke, die war so morsch, daß ich mein Messer bis an den Schaft in Pflanzen und Spalten hineinreiben konnte, aber deshalb hat sie doch bis zum letzten Tage, wo sie draußen war, Klasse gehabt. Er war Schande!“

„Natürlich, aber heutzutage wollen sie von so etwas nichts wissen,“ brummte der alte Höl und dann seufzte er tief. „Unter der Mannschaft wurde es ganz still.“

„Ich für mein Teil ginge gewiß wieder mit „Dissa“ hinaus,“ sagte der Steuermann leise.

„Ja, das täten wir, glaube ich, alle,“ sagte der Zimmermann. Die anderen waren nur deshalb stumm, weil der Augenblick so feierlich war.

„Ja, ich ging wohl Höl'st gern mit auf lange Fahrt und wenn es am morgigen Tag schon wäre!“ piepste da plötzlich die dünne Stimme des Deckjungen, der seine erste Reise gemacht und schon jetzt die wichtige Miene aufgesetzt hatte, mit der er unter seinen Leuten daheim einbergehen wollte.

„Ach, du Riechtelweil!“ sagte der Zimmermann langsam und verächtlich und sah auf den Knirps hinab, der sich vor den mitleidigen Blicken der anderen duckte und sich hinten irgendwo zu verstecken suchte. Er begriff jetzt erst, wie lächerlich er sich gemacht hatte. Die anderen fingen alle an zu lachen.

„Aber der alte Höl langte hinter den Stockmast und da hielt er den kleinen Eward an dem schmalen Genick gepack: „Du brauchst dich nicht zu schämen, du Knirps, du, geh ich erst wieder auf See, sei es nun hier an Bord oder auf einer anderen Schute, sollst du weiß Gott mit mir hinaus, denn du bist ein fixer, ordentlicher Bengel.“

Nur wenige Tage danach lag „Dissa“ ohne Mannschaft und Inventar da. Sie wurde abgetaktelt und aufgelegt. Und so geringfügig wurde sie von ihren Nächsten behandelt, daß sie in diesem Winter nicht einmal die gewohnte Bordhülle bekam, die sie gegen das Eis schützen sollte. Es war somit Tod und Verderben für sie beschlossen.

„Aber der alte Höl ging oft an Bord seiner alten Schute, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei und ob auch keine bösen Menschen hier ihr Unwesen trieben, wie sie das gern auf solchen alten Holzgerüsten tun, die schon offiziell preisgegeben sind.“

Es kam auch vor, daß er dort an Bord Zeit und Stunde vergah und in der kalten Kajüte hin und her ging, bis es dunkel wurde. Später schmuggelte er eine kleine Lampe an Bord, einen Kaffeestempel und einen Kochapparat. Von da ab geschah es nicht selten, daß

in der Kajüte der alten „Dissa“ bis zum späten Abend Licht brannte, während sie da am Ufer eingefroren lag.

Der alte Höl hatte zu Neujaht einen Brief von seinem Reeder erhalten. Er besand sich zurzeit auf Xijmō bei seiner Tochter zu Besuch, die hier an einen Eismeerfahrer verheiratet war. Es war ein recht freundlicher Brief. Der Reeder, Großhändler Klinge, dankte Stippen Höl für alle die vielen Jahre, die er „Desideria“ für ihn geführt hatte. Nun sei es vorbei mit den Fahrten. „Dissa“ sei nun sozusagen ausrangiert, und der alte Höl bedürfte wohl auch der Ruhe. Deshalb wolle ihm die Reederei in dankbarer Anerkennung von Neujaht ab eine Pension von achtthundert Talern jährlich bewilligen.

Aus Anlaß dieses Briefes stand nun der alte Höl vierzehn Tage danach vor seinem Reeder im Kontor drinnen. Stippen Höl war bleich und hatte Mühe, die Worte herauszubringen, und Großhändler Klinge war sehr ernst.

„Ich habe es so herzlich gut gemeint, Höl,“ sagte Herr Klinge, „es geschah doch nur aus Dankbarkeit und Anerkennung.“

„Gewiß, das war ja auch so gültig und einzig dastehend...“ der alte Höl hatte Mühe sich zu besinnen, was er denn eigentlich hatte sagen wollen, „aber dies mit dem Abschied war denn doch...“

„Abschied? Bester Höl, so müssen Sie das doch nicht auffassen. Sie sind ja ein alter Mann, weit über sechzig und nicht der Stärkste.“

„Hätten Sie nicht solange warten können, bis ich mich selber alt und schwach fühlte? Es wäre so hübsch gewesen, wenn ich selber damit gekommen wäre, daß ich nun nicht mehr könnte.“

„Aber die Schute, bester Höl.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nun, das wissen Sie ja selbst, eine Schute, die in keine Klasse mehr hineingehört, die praktisch gesprochen, nicht einmal mehr versichert werden kann.“

Wenn Kapitän und Mannschaft sich nicht scheuen, an Bord zu gehen, so sollte das wohl der Versicherung genügen, Herr Klinge.“

„Du meine Güte, Höl, vergessen Sie nicht, daß „Dissa“ mehr als sechzig Jahre alt ist, Anfang der Dreißiger gebaut.“

„Damals verstand man sich auf den Schiffsbau, Herr Klinge, und damals hatte man auch das Material dazu. Das war noch eisernes Zeug und nicht solch ein Schund wie heutzutage.“

„Aber Sie selber sind doch auch ein alter Mann, Höl.“

„Ebenfalls Anfang der Dreißiger gebaut, Herr Klinge, und auch nicht aus Schundmaterial.“ Er lächelte spöttisch, aber er war bleich und zitterte.

Großhändler Klinge antwortete ihm mit einem gültigen Lächeln. „Aus demselben guten, eisernen Jahrgang wie „Dissa.“

Stippen Höl blinnte ihm fest ins Auge. „Jedenfalls waren wir Seeleute aus jener Zeit eifern genug, als daß wir beim ersten Anstoß Kraft und Mut verloren hätten, Herr Klinge.“

Der Kaufman legte seine Hand auf Stippen Höl's Schulter und sagte herzlich:

„Lieber, guter, alter Höl! Sie würde ich ja wahrhaftig lieber heute als morgen wieder zur See schicken. Aber solch eine alte abgedankte Schute, solch ein alter Rest von 1830, der in keine Klasse mehr hineingehört! Sie hat ja kaum noch ein heiliges Segel, und das Kupfer ist auch schon seit Jahren abgeschuert. Nein, ich danke dafür, Reeder von solch einem Fahrzeug zu sein, ich habe mich gerade genug um Sie alle geängelt bei dem Sturm im Herbst.“

„War nicht nötig, Herr Klinge.“

„Nein, nein, ich tue es nicht mehr, Höl. Ich tu es nicht!“

Der alte Höl stand lange still, während er sich unablässig mit der Hand über das dünne Haar strich. Endlich blickte er auf und sagte es fast heraus: „Sie haben eine andere Schute für mich, Herr Klinge?“

Der Reeder zuckte ungeduldig die Achseln. „Sie wissen es ja, Höl, daß ich ganz zu Dampfern übergehen will.“

„Und Sie meinen, daß man uns alten Schiffen nur einen Fußtritt geben kann?“

„Hinden Sie, daß ich Ihnen gegenüber so gehandelt habe, Höl?“

„Sie nehmen mir ja die Schute! Die gehöret Sie, und mich jagen Sie an das Land!“

„Ich habe Ihnen eine Pension zugesichert.“

„Besten Dank dafür, aber ich werde sie wohl nicht lange gebrauchen, wenn ich an Land sitzen und Maulaffen feilschen soll — und an dem Tage wo Sie „Dissa“ geraden —“

„Und was haben Sie gedacht, was Sie noch aus „Dissa“ herauszuschlagen wollen, wenn ich fragen darf?“

„Ach, so etwa vier- bis fünftausend Kronen.“

Der alte Höl nagelte ihn sofort fest. „So, dann kann ich sie wohl für fünftausend bekommen?“

„Was wollen Sie damit, Höl? Wenn ich auch einmal fragen darf.“

„Weiß ich selber noch nicht, es lohnt sich ja vielleicht für einen abgedankten Stippen, Leichtergerätschaften zu treiben, vielleicht komme ich schließlich auch auf den Einfall, sie irgendwo in einer Bucht zu verankern, um sie als Sommerwohnung zu benutzen.“

„Sie können Sie natürlich gern bekommen, Höl.“

„Für Fünftausend?“

„Wir können ja gern sagen für viertausend.“ Klinge lächelte gutmütig.

„Das ist zu billig.“

„Sind Sie so wohlhabend?“

„Nein, aber das ist ein Schandpreis für „Dissa“. — Höl blinnte nachdenklich vor sich nieder, wie sich die Sache ordnen ließe. Schließlich kam ihm die Erläuterung und er sagte ganz erfreut über seinen Einfall:

„Aber dann wartet wir mit der Pension noch viele Jahre.“

Der Großkaufmann war ernst geworden, seine Augen waren ganz blank und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Dann sagen wir dreitausend, lieber Höl, und die Pension beginnt mit dem Tage, wo Sie es selber wünschen.“

So kam es, daß Stippen Höl Befehl seiner alten Warte „Desideria“ wurde. Er ließ belnabe durch die Straßen, der Alte, als er sich vom Kontor des Schiffreeders aufmachte, um denen, die es anging, die große Neuigkeit mitzuteilen. Da war zunächst Steuermann Erlandsen.

„Jetzt werden wir unversichert lossegeln, Junge,“ sang er ihm förmlich entgegen, noch ehe er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Ganz atemlos setzte er es ihm auseinander, daß er „Dissa“ für einen Spottpreis gekauft habe, und daß er nichts dagegen haben würde, wenn der Steuermann und ebenso der Zimmermann und vielleicht auch ein paar von den Matrosen sich mit an dem Unternehmen beteiligten. Denn alles Geld, was sie beschafften, würden sie gebrauchen, um das Schiff instand zu setzen.

Steuermann Erlandsen war sofort bereit. Er hatte sechshundert Kronen auf der Spardant, mit fünfsechshundert würde er sich gern beteiligen. Daß der Steuermann ebenso gut war, mußte er, denn der hatte sich mindestens ein paar tausend Kronen erheiratet. Und der Zimmermann konnte sich ja im Laufe des Winters einen Anteil erwerben.

Noch bevor es Abend wurde, war die neue Reederei der „Dissa“ gegründet, und zwar vom Stippen, Steuermann, Steuermann und Zimmermann, und außerdem hatte man, wenn man wollte, noch ein paar Aktionäre an der Hand, denn, wenn die beiden Matrosen Berni und Markus, die zurzeit auf Heringsfang aus waren, erfuhr, daß sie sich einen Anteil an „Dissa“ kaufen könnten, würden sie schon vorwärts sein und ihr Geld auf die hohe Kante legen.

Den ganzen Rest des Winters saßen Kapitän Höl und seine Mitreeder in Höl's Speicher und nähten Segel. Sobald die Tage länger und milder wurden, begaben sie sich an Bord und arbeiteten dort rastlos vom Morgen bis zum Abend. Eines Tages im Wära kamen denn auch wirkliche Berni und Markus an Bord, und die Arbeit wurde flott gefördert. Mitte April schiedte Stippen Höl dem kleinen Eward Abschied, und ein paar Tage später wurde „Dissa“ zu Wasser gelassen, um probeweise belastet zu werden, und kurze Zeit darauf wurde sie auf die Reede hinausgeschleppt. Hier bekam sie ihre neuen weißen Segel und konnte nun in See stechen.

„So war es nicht gemeint,“ sagte Schiffskreder Klinge, der vom Lande aus zusah und schüttelte den Kopf.

An einem Degembertage desselben Jahres liegt „Dissa“ wieder draußen im Stagerat. Sie befindet sich — zum erstenmal unter der neuen Reederei — auf dem Heimreise. Im Frühling, Sommer und Herbst hat sie Touren nach Frankreich, durch die Ostsee und nach England gemacht, auf denen alles gut gegangen ist, und nun ist sie mit einer leichten Kohlenlast auf der Heimreise begriffen. Der frühere Reeder, Großkaufmann Klinge, hat ihr die Touren verschafft, und der alte Höl sowie die anderen an Bord haben es fast vergessen, daß der Großkaufmann nicht mehr der eigentliche Reeder ist. Bei der Probantierung und beim Ansetzen anderer Ausgaben haben sie es erst so recht gemerkt, daß Klinge nicht mehr dafür zu sorgen hat.

„Sie liegen nun also im Stagerat bei demselben schlichten Reeder, das regelmäßig um diese Jahreszeit den Schuten aus dem östlichen Teil des Landes den Rückweg zu verpassen pflegt. Die Luft ist neblig, die See rollt und ein heiserer Wind, der schon an Sturm grenzt, dreht sich von Nordwest über Norden und Osten.“

An Bord ist alles in bester Ordnung. Höl ist zufrieden, und Steuermann, Steuermann und Schiffszimmermann nicht minder: die vier anderen Mann der Besatzung aber jubeln förmlich innerlich, daß „Dissa“ nun bald wieder zu Hause ist und ihre Sache so gut gemacht hat, während andere sie schon zum Braut verurteilt hatten.

Beim ersten Schein der Morgendämmerung wird vom Deck der „Dissa“ ein Segler geschickt, der sich nicht weit von ihnen in See befindet. Es ist ein großer Vorkatter, aber er führt die Mastspitze im Topp, und sein Segel ist gerissen und flattert wie Lumpen im Winde, er hat schwere Schlagseite und scheint völlig steuerlos zu sein. Es gelingt ohne allzu große Schwierigkeit, darauf zuzuholen, und mit dem Sturm und der See ist es auch nicht so schlimm, daß es nicht möglich gewesen wäre, ein Weiboot auszuweichen.

Höl selbst geht mit zwei Mann in das Boot und rudert an das fremde Schiff heran. Es ist der Vorkatter „Helen Lindsay“ aus New Brunswick, der Del für Danzig geladen hat. Er hat, wie gesagt, schwere Schlagseite, und die Segel sind zum großen Teil vom Sturm zerrissen, aber das Ganze sieht doch nicht allzu schlimm an, so daß Höl denen an Bord zuruft:

„Was wünschen Sie, Kapitän?“

„To leave the ship!“ wird zurückerufen.

„Haben Sie denn keine Weibooter?“

„Es ist gestern Abend ein Boot mit sechs Mann an Bord gegangen. Das andere liegt voll Wasser unter der Keeling in See. Ich habe bloß noch fünf Mann an Bord und möchte das Schiff verlassen.“

Höl nahm den Kapitän und seine fünf Leute mit samt den Schiffspapieren zu sich ins Boot und brachte sie sicher an Bord der „Dissa“. In dem glücklichen Gefühl, sich getrettet zu wissen, setzte sich der amerikanische Kapitän auf Höl's Sofa nieder, öffnete das Journal der „Helen Lindsay“, sah nach der Uhr und darauf auf die Karte und schrieb mit zitternder Hand in das Journal: „Left the ship at 58, N. 10, E. 6, a. m. In God we trust.“

Der amerikanische Kapitän und seine Leute waren müde und erschöpft. Nachdem sie zu essen und etwas Warmes zu trinken bekommen hatten, gingen sie in die Koje. Aber draußen an Deck standen Höl und Steuermann Erlandsen und sahen auf das verlassen Schiff hinab.

„Donner und Doria, ist das nicht rein verrückt, solch eine Schute zu verlassen!“ sagte der Steuermann.

„Kann man sich bei Sturm auf „Dissa“ halten, so wird man sich ja wohl noch da an Bord halten können.“

„Ist dir „Dissa“ vielleicht nicht gut genug?“ fragte Höl und wollte sich gerade auf eine längere Auseinandersetzung einlassen, aber im selben Augenblick entdeckte er und der Steuermann ein Segel weit unten in See.

„Das ist der Loffe von Hvaler oder Langsund,“ sagte der Steuermann.

„Sie starren einander an, und wie ein Blick durchfuhr sie die Erkenntnis, was sie nun zu tun hatten.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich die Loffen herankommen lasse und das Schiff ohne Besatzung finden lasse,“ rief Höl hervor.

„Ich geh an Bord, das tu ich,“ sagte der Steuermann, „ich kann ja ein paar von den Jungen mit mir nehmen.“

„Ich selber geh an Bord und nehme den Zimmermann und drei von den Jungen mit mir,“ sagte Höl. „Halls du hier an Bord Hilfe brauchst, mußt du die Yantees wecken. Aber du mußt dich dann auch mit der „Dissa“ Tag und Nacht so nahe wie möglich neben mir halten.“

So geschah es. Höl ließ sich mit dem Zimmermann und drei von den Leichtergerätschaften, unter denen auch der kleine Eward war, an Bord der „Helen Lindsay“ setzen. Sie brachten die Lateloge soweit in Ordnung, daß sie das Schiff einigermaßen steuern konnten und nachdem sie soweit waren, gelang es auch, die „Helen Lindsay“ mehr in den Wind zu bringen und nach und nach auf den anderen Bug. Ganz allmählich richtete sie sich dann soviel auf, daß die Keeling über der See lag. Aber das geschah unter furchterlichem Spektakel der Deckbesatzung, wie Höl später erzählte.

So segelte denn nun auch die „Helen Lindsay“ gen Norden, während die alte „Dissa“ aufgebläht und prustend wie ein Truthahn sich ihr so nahe hielt, wie es nur möglich war.

Und in der Nacht, während Frederikstad und Healer und Orsen und die ganze übrige Zeit im Schloß lag, gingen „Dissa“ und die „Helen Lindsay“ vor Frederikstad vor Anker.

„Nun sollt ich noch meinen, daß der Reeder mit uns zufrieden sein müßte,“ sagte Höl zum Steuermann Erlandsen und den anderen.

„Und es schien, als ob dieser Gedanke ihnen allen die größte Freude machte.“

„Das ist ja ein glänzendes Geschäft,“ sagte Reeder Klinge am nächsten Tage. Er stand in seinem Kontor und drückte dem alten Höl beide Hände. „Das ist Bergung, registrierte

Bergung. Die Ladung allein ist ihre hunderttausend Kronen wert und die Schute mag wohl ungefähr dasfelbe wert sein. Das wird ja ein förmliches Vermögen.“

„Dann fällt wohl für mich und die Mannschaft nicht wenig dabei ab?“

„Ja, wer sollte es denn sonst bekommen, wenn nicht Sie und die Mannschaft?“ Der Reeder verstand ihn nicht.

„Sie doch, Herr Klinge, Sie sind doch der Reeder und haben alles besorgt.“

Da ließ sich der Reeder auf das Sofa niederfallen und lachte hell heraus.

„Nein, nun sind Sie doch zu köstlich, Höl! Ist es Ihnen denn noch nicht klar geworden, daß ich im Januar die „Desideria“ an Sie verkauft habe und daß Sie die Aktiengesellschaft „Stippen Höl und Mannschaft“ gegründet haben. Ihnen gehört alles und Sie verdienen und bekommen alles und sind unfer aller Stolz.“

Da lachte auch Höl vor lauter Freude und antwortete eheilig:

„Ja, sehen Sie, Herr Klinge, wir sind uns darüber an Bord doch nicht so recht klar gewesen. Wir dachten es uns ja, daß es so sein müßte, aber das mit der Reederei war doch so eine eigene Sache.“

„Ich werde dafür sorgen, daß „Dissa“ selber ihr redlich Teil davon erhält,“ sagte der alte Höl.

Und sie haben beide Wort gehalten. „Dissa“ bekam im Laufe des Winters neuen Kupferblech, neue Unterdecken und neue Lateloge. Und sie und der alte Höl fahren noch heute und diesen Tag als lebendig. Beweise dafür, daß das, was um die Zeit herum gebaut wurde, als der alte Höl zur Welt kam, vom rechten Schrot und Korn war, mag es sich nun um breitaufgebaute Schuten oder um alte, weißhaarige Schiffer handeln.

Wie in einem Roman.

Erzählung von Maurice Weir.

Fräulein Anna Poponax besah außer einer Rente von dreißigtausend Franken ihre siebenundvierzig Jahre. Nach und nach, wenn auch schwer, hatte sie sich an den Gedanken gewöhnt, alte Jungfer bleiben zu müssen und verschwendete ihre ganze Färllichkeit an ihr Hündchen Reseda, an ihre Kage Mignonne und an ihre vier Kanarienvögel.

So lebte sie ruhig und ungestört in ihrem schönen Hause der Rue Carnot neben dem Kloster.

Aber ein bedeutendes Ereignis sollte plötzlich ihre Ruhe stören und die Flammen ihres Herzens anzufachen, die immer noch nicht ganz ausgelöscht waren. Ein Marquis, kaum fünfzig Jahre alt, Junggeselle, von guter Erziehung, der Marquis von Reilhac la Garde, ließ sich eines Tages in Zargonne nieder. Er wußte sich sofort durch sein einnehmendes Wesen und seine interessante Unterhaltungskunst überall beliebt zu machen, interessant besonders durch sein vielbewegtes Schicksal.

Er hatte sein ganzes Vermögen in einem landwirtschaftlichen Unternehmen verloren, sein Bruder war kläglich auf einer Seereise verunglückt. Nun stand er ganz einsam da, ohne Eltern und Verwandte, als er in Zargonne ankam, dessen Klima ihm von den Ärzten empfohlen war. Trotz aller Verluste blieb ihm noch ein Schloß an der Loire, wo Ludwig XIII., sagte man, eine Nacht verbracht haben sollte.

Fräulein Poponax traf es wie ein Blitzschlag an dem Tage, als der Marquis ihr seine Aufwartung machte. Die Folge davon war ein leichter Flirt zwischen dem Marquis und ihr. Sie wechselten zuerst förmliche, melancholische Briefe, dann vertrauten sie sich ihre Geheimnisse an.

Fräulein Poponax gestand unter Tränen, daß ihr Herz lichterloh brenne und verbrag nicht, wer es in Brand gesteckt hatte. Der Marquis seinerseits erzählte seine Lebensgeschichte, seine wechselvolle Vergangenheit voll ununterbrochener Unglücksfälle. Er gestand auch seine augenblickliche Verlegenheit wegen einer Ehrenschuld von sechzigtausend Franken, die sie ihm anzuwenden wolle, und sprach von weiteren Schwierigkeiten, einem großen Prozeß, den er anstrengen müsse, um in den Besitz einer ihm freiwillig gemachten großen Summe zu kommen.

Dieses letzte Geständnis wurde eines Abends vor dem Kamin, in dem ein schönes Holzfeuer einträglich knatterte, gemacht. Fräulein Poponax ging einen Augenblick in ein anderes Zimmer und kam mit einem Paket Aktien zurück.

„Marquis dürfte ich es wagen?“ murmelte sie zitternd.

Es waren mehr als fünfzigtausend Franken, die sie ihm anzuwenden wolle und die anzunehmen er nicht zu hoch war.

Fräulein Poponax hatte noch mehrmals Gelegenheit, ihrem neuen Freund weitere kleine Dienste zu leisten. Es war wohl das was sagen gegen die Ueberfälle ihres Glückes!

Ein traumatisches Abenteuer verursachte bald in ganz Zargonne eine große Aufregung. Zwei Oberbarnen kamen, um der neugewählten Marquis ihren persönlichen und hohen Gehalt zu entziehen. Das Drama

ereignete sich auf dem Bahnhof, gleich nach der Trauung, im Augenblick, als das Paar den Zug besteigen wollte, der sie dem lieblichen Italien entgegenführen sollte.

Die unglückliche Marquise fiel heftigst in Ohnmacht und erst am anderen Tage nach einer sehr reichlichen Nachtruhe erfuhr sie die Wahrheit. Der Marquis de Reilhac la Garde, den sie geheiratet hatte, hieß in Wirklichkeit Gaanelot. Er hatte die Papiere und Titel, die er besaß, gestohlen, kam eben erst aus dem Gefängnis, in dem er dreizehn Monate wegen eines großen Diebstahls gefesselt hatte. Augenblicklich suchte ihn die Kriminalpolizei wegen Betruges und eines versuchten Mordes.

Das arme Fräulein Poponax — Marquise für einen Tag — nahm ihre frühere Lebensweise zwischen ihrem Hund Reseda, ihrer Kage Mignonne und den vier Kanarienvögeln wieder auf, verfluchte in ihrem verblühten Herzen die Schlechtigkeit der Männer und die unsichere Institution der Ehe.

So sah sie eines Nachmittags und strickte, als das Dienstmädchen den Besuch eines Herrn anmeldete.

„Wer ist es?“

„Ich weiß nicht, von hier ist er nicht.“

„Meinetwegen, laß ihn trotzdem eintreten.“

Ein eleganter Herr, schon etwas ältlich, mit weißem starken Schnurrbart, trat in den Salon. „Frau Marquise“, sagte er, sich tief und zerknienend beugend. Fräulein Poponax erwiderte erstotzt: „Marquise? ... Wirklich, mein Herr, ich verstehe nicht...“

„Sie werden sehen“, sagte der Herr. „Ich bin ein höflicher Mann, der auf Etikette hält... Also, ich habe vor einigen Tagen erfahren, daß Sie infolge eines Betruges vor Gott und den Menschen meine Frau geworden sind. Sie haben sich laut Kirchenbuch mit einem Marquis von Reilhac la Garde verheiratet. Der bin ich.“

„Sowie ich hörte, daß ich verheiratet sei, hielt ich es für angemessen, mich meinen Pflichten als Ihr Gatte nicht länger zu entziehen.“

„Was... Was sollten Sie?“

„Ja, meine werthe Frau und Gattin... ich bin der Marquis von Reilhac la Garde, der einzige und lauchere. Die Papiere, mit denen sich der famose Gaanelot als Marquis legitimiert, gehören mir. Sie sind also im vorigen Monat in der Kirche St. Agathe mit mir getraut worden. Herr Pfarrer im Ornat hat von der Kanzel herab meine Tugenden und die Tugenden meiner Vorfahren verherrlicht, sagte man mir. Und es soll eine schöne Zeremonie gewesen sein. Demnach bin ich also Ihr Gatte...“

Fräulein Poponax sah niedergeschmettert da, in Tränen aufgelöst, vor Aufregung nach Luft ringend.

„Zum Glück bin ich nicht vorher verheiratet gewesen, denn sonst würde mich heute die Polizei wegen Bigamie verfolgen.“

„Ich segne das Geschick, das mich so begünstigt...“

„Mein Herr“, stotterte Fräulein Poponax mit vor Schrecken unterdrückter Stimme. „Mein Herr, was müssen Sie von mir denken!“

„Weil Sie mich geheiratet haben? Aber ich sehe darin, meiner Frau, durchaus nichts Entehrendes.“

„Aber, mein Herr, Verzeihung...“

„Ich bitte Sie, meine Liebe,“ lamentierten Sie doch deswegen nicht so und stehen Sie nicht um eine Verzeihung, die ich nicht würdig genug bin, zu gewahren. Betrachten Sie mich doch...“

Fräulein Poponax hob ihre in Tränen gebadeten Augen zu ihm auf. „Betrachten Sie mich doch,“ wiederholte der Marquis noch kurzgepaßt. „Wie finden Sie mich denn?“

„Aber, mein Herr, weshalb denn?“

„Zu alt? Zu häßlich? Sagen Sie ganz frei Ihre Meinung.“

„Ich nein“, rief Fräulein Poponax, „ach nein, Sie sind keineswegs häßlich...“

„So, das ist ja prächtig“, meinte der Marquis. „Also, meine vor Gott und den Welt mit ausgeschickte treue Gattin, ich finde Sie reizend. Ich weiß was Sie sind. Eine heilige und würdige Frau. Ich... bin ein alter Marquis, habe ein Schloß in der Gegend Aureillac, einen großen Namen, keine Verwandte und keinen Pfennig Geld.“

„Also?“ murmelte Fräulein Poponax.

„Also“, sagte der Marquis, sich in die Höhe richtend. „Der Zufall hat mich beide verheiratet und ich bin der Meinung, man solle sich dem Zufall niemals entziehen. Jetzt kennen Sie mich... und nun habe ich mir also nur die eine Frau zu erlauben, wollen Sie fortfahren, meine Frau zu sein?“

„Aber, Marquis, Marquis“, seufzte Fräulein Poponax, schwinbelnd vor Aufregung über die Uebertragung, glücklich verwirrt und reichlich eckelhaftig. „Ich habe die Hand, die es eckelhaftig wagt.“

Und dieses Mal konnte sie ungehindert über die Hochzeitsreise nach Italien unternehmen.